

FÜRST VON BÜLOW

*mit tiefem, fromm, from Fiedke
Monsday den 3. September um 4
Uhr p.m. zu empfangen*

Mecklenburg und Mecklenburger in der Erinnerung des Fürsten von Bülow

Noch kurz vor seinem Tode hatte der Altreichskanzler Fürst von Bülow die Freundlichkeit, unseren Mitarbeiter in seiner Flottbecker Villa zu empfangen. Die nachstehenden Erinnerungen dieses dem mecklenburgischen Geschlecht der Bülows entstammenden Staatsmannes werden sicher das Interesse unserer Leser finden.

Das deutsche Heim des Fürsten Bülow: Eine Villa im französisierenden Baumeisterstil der achtziger Jahre. Aber an der „schönsten Straße der Welt“ wie Detlev von Liliencron mit begeisterter Zustimmung des Fürsten die Flottbecker Chaussee genannt hat. Und die Gegend? „Man muß im Ausland gelebt haben, um zu wissen, wie schön Deutschland ist... In diesem schönen Deutschland kenn ich nun kaum eine Gegend, die mir besser gefällt, als die Nieder-Elbe und ganz besonders dieser Fleck Erde“ (Fürst Bülow, Reden, Bd. V, 268).

Draußen eine unerbittliche, unentwegte Frühherbstsonne. Drinnen gedämpfte, kühle Helle, die gewissermaßen schon aus den Wänden des Mittelsalons, in dem ich warte, strömt. Sparsame Stukkaturen teilen Wände und Decken auf. Wenige Gemälde, Kleinformat, Beduten in den schwärzlichen, grämlichen Farben des alternden Dresdener Canaletto. Mit Bedacht sind wenige, große, mit blumigen, englischen Erettonnes bezogene Möbel über den ganzen Raum verteilt. Unwillkürlich steigt mir bei diesem Anblick die Erinnerung an meine erste Begegnung mit der Fürstin Bülow auf. Es war vor Jahren in dem Heim eines gemeinsamen Bekannten, das sehr prächtig, aber auch sehr düster ein-

gerichtet war. „Ich würde hier ersticken“, sagte damals Donna Maria, „um mich herum muß alles hell und klar sein.“ Und wer einmal den hellen Blick der klaren Augen dieser unvergeßlichen Frau auf sich ruhen gefühlt hat, weiß, daß sie diesen Ausspruch wirklich wahr gemacht hat.

Aber mir bleibt keine Möglichkeit zu weiteren Reflektionen, denn schon kommt der Fürst aus dem kleinen Ecksalon langsam auf mich zu. Das Alter hat seinen Nacken sichtlich gebeugt, aber sein Gang ist von ungewöhnlicher Frische und Elastizität. Erst als wir uns im Gespräch gegenüber sitzen, kann ich genau beobachten, wie sehr doch die hohen Jahre ihre Runen in das immer noch rosige Gesicht dieses lächelnden Grand Seigneurs gezeichnet haben. Die Rundungen sind verschwunden, dafür ist die Architektur dieses prononciert nordischen Antlitzes aber um so klarer herausgekommen. Dann und wann zeigen sich noch die Grübchen in den Wangen, die einst das Ziel unzähliger Karikaturen waren. Aber heute noch dominiert das Grübchen im Kinn und zeugt von der Willenskraft, die dieses beispiellos farbige Leben aufgebaut hat. Die Augen sind von den schweren Lidern fast verdeckt. Und das ist sehr schade, denn bei den pointierten

und nicht selten vieldeutigen Gesprächen, die der Fürst so liebt, gibt der Ausdruck der Augen dem Zuhörer oft erst die letzte Möglichkeit zur Ausdeutung des Gesagten.

Fürst Bülow lächelt bei der Begrüßung: „Sie sind — hm, runder geworden, seit wir uns nicht mehr gesehen haben.“

„Dicker, Durchlaucht.“

„I, das wäre zuviel gesagt! Freuen Sie sich, daß Sie überhaupt noch zunehmen! Ich nehme ab! Jeden Tag ein bißchen, aber jeden Tag. Man schwindet so dahin — Na, reden wir nicht weiter davon. — Mecklenburg-Erinnerungen wollen Sie heute hören — o ja, ich habe wohl eine Menge — aber, ob ich sie noch alle zusammenfinde —!?“

„Bei dem stupenden Gedächtnis von Ew. Durchlaucht —“

„Gott sei Dank, auf mein Gedächtnis kann ich mich immer noch verlassen, aber Sie müssen bedenken, daß meine Mecklenburg-Erinnerungen schon mit meiner frühesten Kindheit beginnen und das ist immerhin doch schon allerhand Jahre her. Man hat mich oft als einen Kosmopoliten bezeichnet und gerne darauf hingewiesen, daß schon mein Vater nicht mehr in der Heimat unseres Geschlechts gewirkt habe, sondern sogar im Auslande, in Dänemark. Nun, ich kann wohl sagen, niemand hat freudiger die Gelegenheit ergriffen, den Dienst in der Fremde zu verlassen und in mecklenburgische Dienste zu treten, als gerade mein Vater. Er hat, auch das möchte ich einmal deutlich sagen, damals die Anwartschaft auf eine große Karriere in dänischen Diensten aufgegeben.“

„Um aber einer ebenso großen Karriere in Deutschland entgegenzugehen.“

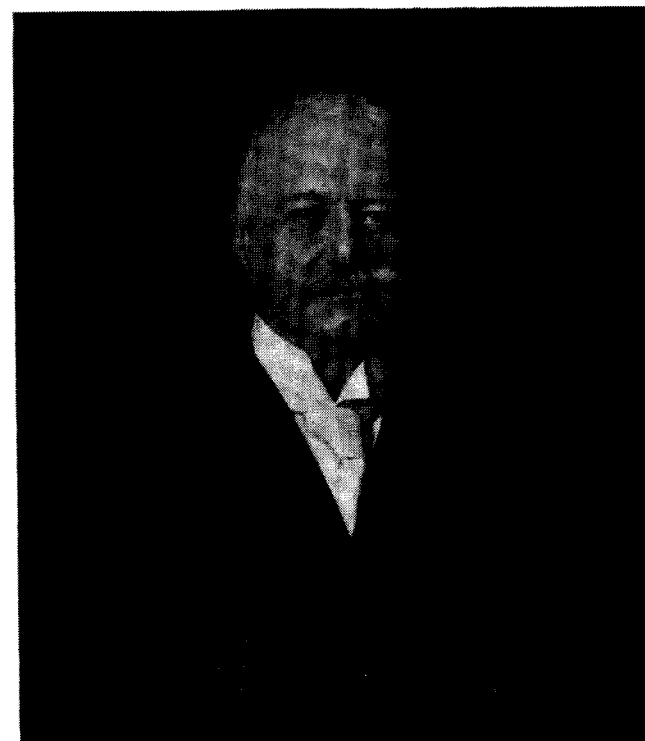
„Ach, ja — das sagen Sie so, Herr Albrecht-Liedtke —, die Karriere meines Vaters hat sich leider allzu stark im Schatten Bismarcks abgespielt — doch davon wollen wir jetzt nicht reden.“

„Hoffentlich darf ich sagen: dieses Mal nicht, Durchlaucht, denn gerade in mecklenburgischen Archiven befinden sich noch eine Menge wichtiger Dokumente über die für Mecklenburg so ungemein wichtige Tätigkeit Ihres Herrn Vaters.“

„Es freut mich sehr, das zu hören, mein Vater bezeichnete nämlich in Gesprächen mit mir oft die mecklenburgischen Jahre als die wichtigsten und interessantesten

seines Lebens. — Aber jetzt möchte ich doch auf den Anfang unseres Gesprächs zurückkommen. Nein, ich habe niemals, so viel ich auch in der Welt herumgekommen bin, vergessen, daß ich der Sproß eines altmecklenburgischen Adelsgeschlechtes bin. Im Gegenteil. — Als mich vor vielen Jahren in Paris Francis Charnes (der verstorbene Herausgeber der „Revue des deux Mondes“) fragte, ob Mecklenburg auch in Deutschland läge, bejahte ich es sehr vergnügt. Noch vergnügter aber wurde ich, als er mir den Grund seiner Frage mitteilte. Er hatte in irgendwelchen Memoiren eine Äußerung Napoleons gefunden, der zu seinen Marschällen gesagt hatte: Meine Herren, zu Königen kann ich Sie machen, aber nicht zu einem mecklenburgischen Edelmann. Dieser Edelmann war mein Urgroßvater, klärte ich Charnes auf, der Mecklenburg-Schwerinsche Geheime Rat und Oberhofmarschall Bernhard von Bülow, der mit dem Erbgroßherzog Friedrich Ludwig in Paris war, um einige Erleichterungen für das von Napoleon schwer bedrückte Mecklenburg zu erwirken.“

Hier macht der Fürst eine Pause und blickt lächelnd vor sich hin: „Sonderbar,“ fährt er dann fort, „dieses Mecklenburgsgespräch zeigt mir, wieviel, mir lieb gewordene Gedankengänge in irgendeiner Beziehung mit diesem Lande stehen. Erbgroßherzog Friedrich Ludwig zum Beispiel, ist gerade der Fürstentyp, den ich als den idealen empfinde. Als sein Land in Not war, hielt er keine dröhnenden Fanfaronaden oder gar Klagereden, sondern zögerte keinen Moment in stiller, schmuckloser Tagesarbeit die zerrütteten Finanzen des Landes wieder zu ordnen. — Na, Erbgroßherzog Friedrich Ludwig gehört eigentlich doch nicht zu meinen direkten Mecklenburg-Erinnerungen. Nein, der war wirklich noch „vor meiner Zeit“. Aber meine frühesten Kinderjahre, wie gesagt, brachten mich schon in engste Berührung mit einer Mecklenburger Familie. Das war in den fünfziger Jahren, als mein Vater in Frankfurt am Main Bundestagsgesandter für die Holsteinischen Herzogtümer war. Damals vertrat mein Großonkel Heinrich von Bülow dort die mecklenburgischen Großherzogtümer. Und ich erinnere noch heute, daß es uns Jungen eine helle Schadenfreude machte, wenn Herrschaften bei uns vor-



Leinwand von Bülow

Aufn. E. Wieber, Hamburg

fuhren, die in Wirklichkeit zu meinem Großonkel wollten und nun atemlos wieder zurückgehen mußten. Die Entfernungen waren damals in Frankfurt freilich nicht gerade groß. Alles, was zum Bundestag gehörte, wohnte um das Eschenheimer Tor herum. Wir wohnten wohl noch am ungünstigsten im Amseim Roschilde'schen Haus.“

„Ah, das Haus, an dem Schopenhauer soviel Argernis nahm.“

„Ja, der lief jeden Tag bei uns vorbei, aber ich gestehe offen, daß er auf uns Jungen keinen sonderlichen Eindruck machte. Erst als Vater einmal erzählte, der Wirt vom „Preussischen Hof“ müsse dem Doktor Schopenhauer das Essen doppelt berechnen, weil er ein gar zu unheimlicher Esser sei, stieg er kolossal in unserer Achtung. — Mein Großonkel Bülow, der mecklenburgische Gesandte, soll ein ungewöhnlich begabter Kopf gewesen sein. Er war über mittelgroß und uns Kindern immer etwas unheimlich, denn von der leidenden Blässe seines Gesichts stachen sehr dichte, dunkle Favorits direkt unheimlich ab. Seine Frau, eine geborene Gräfin Linden, ist ja vor

einigen Jahren allgemein bekannt geworden durch die Veröffentlichung ihrer Memoiren. Sie kam mit ihren drei kleinen Kindern oft zu uns. Wir Kinder liebten sie sehr und nahmen an ihrem tiefen Schmerz, als mein Großonkel gestorben war, starken Anteil, so starken, daß meine Mutter uns deshalb schalt. Sie verlangte von uns „Beherrschung“ in allen Situationen. — Es wäre wohl sehr altmodisch, wenn man das von der heutigen Jugend verlangen wollte?“

„Im Gegenteil! Es wäre ein hypermodernes Verlangen, Durchlaucht.“

„Na, wenn es nur kein utopisches bleibt. — Die ersten Jahre meiner Kindheit waren wohl wunderschön. Es wurde uns deshalb sehr schwer, Frankfurt zu verlassen, als mein Vater im Oktober 1862 Staatsminister in Mecklenburg-Strelitz wurde. Die mecklenburgische Landschaft war uns allerdings schon vertraut durch die ständigen langen Sommeraufenthalte im Hause meines Großonkels, des Senators Jenisch hier an der Nieder-Elbe, die ja viel Verwandtes mit der mecklenburgischen Landschaft hat. In dieser Beziehung hatten wir

es also nicht schwer, uns einzuleben. Dafür tauchte an unserem Horizont dunkel drohend das größte Schreckgespenst jeder Kindheit auf: die Schule. Von der Schule und ihren Freuden und Leiden wußten wir bisher noch nichts, da wir ausschließlich von Hauslehrern usw. unterrichtet worden waren. Es wurde mir und meinen Brüdern daher nicht leicht, nun auf einmal unter soviel Knaben, die noch dazu aus ganz verschiedenen Gesellschaftskreisen stammten, zu leben. Ich denke da noch heute voll Dankbarkeit des damaligen Direktors der Schule, des späteren Schulrat Schmidt, der uns „Fremdlingen“ verständnisvoll das Einleben in dem neuen Kreise erleichterte. Ich hatte die Freude, Herrn Schulrat Schmidt, als ich Reichskanzler geworden war, noch einmal wieder begrüßen zu können. Bei der Gelegenheit fragte ich ihn: „Na, ob ich wohl Reichskanzler geworden wäre, wenn Seine Majestät meine Schulzeugnisse gekannt hätte?“ Ich war nämlich in meinen Neustrelitzer Jahren alles andere als ein Musterschüler. Nur eins ist mir in diesen Jahren auf dem Gymnasium eingepflanzt worden: Meine große Liebe zu den griechischen und lateinischen Klassikern, ich soll sie ja in meinen Reden nach Ansicht vieler Menschen ausgiebig genug bekannt haben. Die Schuld an dieser Liebe trägt zum großen Teil mein damaliger Lateinlehrer Ladewig. Als ich vor Jahren das Schulkapitel aus Professor Schleichs Erinnerungen las, wurde ich aufs lebhafteste an ihn erinnert. Genau so eine originelle Mischung von einem alten Römer und einem biederen Mecklenburger stellte Professor Ladewig dar. Er mußte, um mit seinem kargen Einkommen seine Familie ernähren zu können, viele Privatstunden übernehmen und mir ist es noch heute unerfindlich, wo er daneben noch die Zeit zu wirklich gründlichen wissenschaftlichen Studien hernahm. So hat er zum Beispiel in mühseliger Vergleichungsarbeit festgestellt, daß man von „Vergil“ und nicht von „Virgil“ sprechen müsse, eine Lesart, die sich bald die gesamte Wissenschaft zu eigen machte.

In Neustrelitz haben wir Kinder eigentlich auch am meisten von unserer Mutter gehabt und deshalb sind mir die Neustrelitzer Jahre doppelt schön in Erinnerung. Meine Mutter erzog uns Kinder streng,

aber mit unbeirrbarer Gerechtigkeitsempfindlichkeit. In Neustrelitz, wo sie mit repräsentativen Verpflichtungen nicht so überlastet war wie in Frankfurt und später in Berlin, konnte sie uns auch so recht zeigen, wie lieb sie uns hatte und wie sehr sie bei aller scheinbaren Zurückhaltung uns gegenüber die Charakterverschiedenheiten von uns Jungen kannte und zu behandeln wußte.

Von meinem Vater haben wir schon damals nicht viel. Er hat sich leider nie in seinem Leben geschont und ist ja auch schließlich an den Folgen einer Überarbeitung gestorben. Damals begannen schon die mecklenburgischen Verfassungskämpfe, die Vater später, als er Gesandter für beide Mecklenburg in Berlin geworden war, in so schwere Auseinandersetzungen verstricken sollten. — Sie klagten erst über ihre „Kundlichkeit“. Sehen Sie, mein Vater war sehr groß und breit und rund — ja, aber nicht mehr als rund, und doch wurde er in späteren Jahren allgemein der „dicke Bülow“ genannt. Die stärkste Erinnerung an Vater in seiner Neustrelitzer Zeit war jedenfalls für uns Kinder die, wenn er in voller Uniform mit allen Orden zu irgendeiner Hofgesellschaft fuhr. Ich weiß jedenfalls nicht, daß ich jemals wieder eine andere Hoftracht ebenso schön gefunden habe.

„Durchlaucht gingen jedenfalls auch 1867 aus Mecklenburg fort?“

„Nein, ich kam leider schon einige Jahre früher fort und aufs Pädagogium nach Halle. Dort habe ich auch mein Abiturium gemacht und sehr oft eine große Sehnsucht nach der idyllischen Stille von Neustrelitz gehabt. In Halle wehte eine ganz andere Luft, hier hieß es arbeiten, schwer arbeiten. Neupreußen stand schon vor der Tür. Ich wollte Offizier werden und das sobald wie möglich.“

„Offizier, Durchlaucht?“

„Ja, denken Sie, man hat mich immer wieder den geborenen Diplomaten genannt, aber ich selbst habe erst nach langem Drängen meines Vaters mich entschlossen, die Offizierslaufbahn, in die ich durch den Krieg von 1870/71 schneller, als ich gedacht, gekommen war, wieder aufzugeben. Damit begannen dann auch bald meine bunten Wanderjahre, die mich kreuz und quer durch ganz Europa führen sollten.“

„Und damit war wohl von Mecklenburg auf lange Zeit hinaus nicht mehr die Rede?“

„Ja, da haben Sie recht, aber es gab in den folgenden Jahren doch immer wieder Momente, wo ich auf eine, ich möchte beinahe sagen, besonders packende Art und Weise wieder an Mecklenburg erinnert wurde. Ich erzählte Ihnen erst schon von der Frage nach Mecklenburg, die Francis Charnes in Paris an mich stellte. Als ich in den siebziger Jahren eine kurze Zeit an der Botschaft in Rom wirkte, traf ich in einer großen, glänzenden Versammlung einen Herrn, der mich, als ich mich als Mitglied der Deutschen Gesandtschaft vorgestellt hatte, sofort in einem so prononciert mecklenburgisch gefärbten Deutsch ansprach, daß ich mich nicht enthalten konnte, mich näher nach ihm zu erkundigen. Sie können sich wohl mein Erstaunen denken, als ich erfuhr, daß es — der amerikanische Gesandte Mr. F. B. Stallo war. Später erzählte er mir noch oft, wie ihn die Sehnsucht nach den Seen und Wäldern Mecklenburgs in früheren Jahren oft und oft heimwehkrank gemacht habe. Und wenn einer an seinem Besitz vorbei kam und bettelte und es war gar ein Mecklenburger — so erzählte er —, künnt ich mi Rock und Bux von 'n Lieb trecken un em geben.“

„Durchlaucht können noch Plattdeutsch?“

„Na, ja, aber man „klöterich“ wie man im Lande Mecklenburg zu sagen pflegt. Mein Plattdeutsch hat oft das Vergnügen eines andern mecklenburgischen Freundes erregt, den ich in diesen Jahren gewinnen sollte. Allerdings auf einem höchst verzwickten Umwege. Ich verdanke nämlich seine Bekanntschaft meiner Frau, die diesen Mecklenburger in Wien kennengelernt hatte. Es war der Dichter Adolf Wilbrandt, der freilich schon seit Jahren zu dem Freundeskreis meiner Frau gehörte, als ich ihn kennen lernte. Wilbrandt konnte unübertrefflich gut mecklenburgische Geschichten erzählen. Und ich bedaure noch heute, daß es damals als „nicht möglich“ galt, wenn ein Dichter von Rang solche Geschichten zu einem Buch verarbeitete. Mit Wilbrandt sind viele Geschichten von alten Rostocker Originalen zugrunde gegangen, die wirklich wert waren, der Nach-

welt erhalten zu bleiben. Jedes Mal, wenn ich durch Rostock reiste, mußte ich mich an seine Geschichten erinnern. Übrigens muß ich sagen, daß Rostock mir unter allen mecklenburgischen Städten den tiefsten Eindruck gemacht hat. Die Stadt vereinigt auf eine seltene Art mecklenburgische Gemächlichkeit mit regem modernen Geschäftsgeist. Jedenfalls bin ich durch die Bekanntschaft mit Wilbrandt sogar zu einem mecklenburgischen Trauzeugen gekommen. Er war zu gegen, als meine Frau und ich 1886 in Wien getraut wurden.

„Sobald ich in Berlin war, war natürlich die Verbindung mit Mecklenburg außerordentlich rege. So hatte mein Vater die Vormundschaft für die drei Kinder Paula von Bülows übernommen und da diese in der Zwischenzeit Oberhofmeisterin am mecklenburgischen Hof geworden war, hörten wir natürlich sehr viel von Mecklenburg. Außerdem hatte mein Vater einen wirklichen Gönner an Großherzog Friedrich Franz II. gefunden. Auch ich bin von dem hohen Herrn des öfteren durch ein Gespräch ausgezeichnet worden, und muß gestehen, daß mir die seltene Klarheit und Schärfe seines politischen Denkens einen großen Eindruck hinterlassen hat.“

Eine quasi Mecklenburg-Erinnerung ist für mich auch meine Tante Gabriele; sie war ja gleichfalls mit einem Mecklenburger, dem späteren Staatssekretär des Außern, Heinrich von Bülow verheiratet. Lustig übrigens, daß die Bülow-Frauen eher ein literarisches Denkmal gesetzt bekommen als die Männer. Ich glaube sogar, daß das Buch über meine Tante Gabriele von Bülow eine ganz ungewöhnliche Popularität erlangt hat. Warten Sie, das müssen wir doch gleich einmal feststellen.“

Der Fürst erhebt sich ungewöhnlich elastisch und wir gehen durch den kleinen Ecksalon in sein Arbeitszimmer, das ebenso hell und klar wie die andern Räume ist. Wir suchen aus der Bibliothek das Buch über Gabriele von Bülow heraus und der Fürst stellt mit Befriedigung die hohe Auflagenziffer fest.

„Tante Gabriele hätte sich sicher nicht träumen lassen, daß sie einmal die Heldin eines so dicken Buches werden würde. — Die kleine Tante Gabriele — ich sehe sie noch jetzt vor mir, wenn wir sie in ihrer

Berliner Winterwohnung besuchten. Da saß sie klein und sehr zierlich und immer zeitlos in dunkle Seide gekleidet mit einer Blondenhaube auf dem Kopf und empfing eigentlich den ganzen Tag Besuch. Dabei kümmerte sie sich aufs eifrigste um jedes Mitglied der zahlreichen Familie. Wir hatten alle großen Respekt vor ihr. Sie war gewissermaßen das Orakel der ganzen Berliner Gesellschaft. Wäre sie herrschsüchtig gewesen, so hätte sie uns oft ihre Macht fühlen lassen können, aber Lante Gabriele führte eine recht milde Herrschaft, obgleich die kleine temperamentvolle Dame zuzeiten nicht wenig heftig werden konnte. Im Interesse der historischen Wahrheit muß ich allerdings gestehen, daß Lante Gabriele immer mit einigem Schaudern von Mecklenburg sprach. Schwerin fand sie ganz hübsch, aber Düssel, das Erbgut ihres Mannes, „nicht zusagend“, wie sie sich diplomatisch auszudrücken pflegte; am schlimmsten fand sie aber die Wege, die hat sie freilich auf ihren Reisen oft genug auskosten müssen. Lante Gabriele besaß übrigens noch Teile des Eßgeschirrs, das ihr Mann für die Deutsche Botschaft in London — ich glaube, in Paris — anfertigen ließ. Das war schwierig, denn die guten Porzellanmaler der Fabrik in Sevres konnten sich mit Gewalt keine Vorstellung von unserem Wappentier, dem Vogel Bülow, machen. Erst mit Hilfe eines Modells aus dem Zoologischen Garten in Paris gelang das Werk. Unser Wappentier hat überhaupt als Zierde auf allen möglichen Gegenständen herhalten müssen. Nichts hat mich aber so erstaunt, als wie ich es einmal in allerdings künstlerischer Ausführung an einer Waschschüssel angebracht fand, und mein Erstaunen minderte sich nicht sonderlich dadurch, daß diese Schüssel aus purem Silber war.“

Nun kommt eine lange Pause. Den Kopf gehoben, so daß ich von meinem Platz aus in aller Ruhe die scharfe, rassige Linie seines Profils betrachten kann, sieht der Fürst in den Park hinaus. Wie schade, denke ich, daß dieses echt norddeutsche, rassige Profil so selten von Künstlerhand festgehalten wurde. Fürst Bülow hat doch eigentlich zwei Gesichter: das lächelnde, verbindliche Enface-Gesicht, etwas unpersönlich und allgemein gültig, und dies absolut einmalige Profil-Gesicht. Unsere Un-

terredung ist zu Ende. Der Alt-Reichskanzler erhebt sich: „Sie haben mich völlig ausgequetscht,“ sagt er.

Ich wehre ab: „O nein, Durchlaucht. Ich weiß noch eine Erinnerung, die heute sogar einige Konsequenzen für Sie haben kann.“ „O, auch eine Mecklenburg-Erinnerung?“ „Ja, gewissermaßen, — wenn der Schauplatz auch Venedig ist.“ Fürst Bülow schüttelt ungläubig den Kopf: „Aber — aber Herr Albrecht-Tiedke!“

„Doch, Durchlaucht, der „Erreger“ dieser Erinnerung lebt noch und kann mein Zeuge sein. Es ist ein Mecklenburger. Zeit: Die Osterwoche des Jahres 1908. Ort: Durchlaucht wurden bei einem Diner gebeten, die Stille der neu erworbenen Villa Malta später einmal zu benutzen, um Ihre Erinnerungen zu schreiben.“

Nun lacht der Fürst geradeheraus, ein Lachen, das lange, lange nicht mehr zu hören war: „Jetzt weiß ich, was Sie meinen. Ich sagte daraufhin zu meinem Begleiter, dem Gesandten von Flotow, der damals Personalreferent im Auswärtigen Amt war, er solle sich von jedem eintretenden Diplomaten eine schriftliche Erklärung geben lassen, in der dieser sich verpflichtete, falls er jemals seine Memoiren veröffentliche, eine halbe Million Neugeld zu zahlen . . . — Ach ja, Herr von Flotow ist ja Mecklenburger — daß die Mecklenburger aber auch nichts vergessen!“

„Die halbe Million ist jetzt fällig, Durchlaucht!“

„Still, still! Ich will unter keinen Umständen, daß meine Memoiren schon zu meinen Lebzeiten die Öffentlichkeit beunruhigen. Später werden sie es hier und da wohl noch zur Genüge tun.“

Noch einige höfliche Worte, dann darf ich mich verabschieden.

„Grüßen Sie mir Mecklenburg,“ sagt er, schon an der Tür, mit gesenkter Stimme, ich habe es immer sehr, sehr gern gehabt.“ — Ich habe den Fürsten erst wiedergesehen, als er für immer verstummt war, im Sarge. Sein Antlitz war das schönste Totengesicht, das ich je gesehen habe. Hell und klar! Nun war aus den zwei Gesichtern eins geworden.

Aufgezeichnet von Klaus Albrecht-Tiedke.